

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Erinnerungen

Vierordt, Heinrich

Stuttgart, [1924]

4. Abschnitt. Karlsruher Knabenjahre (1865/1866)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

4. Abschnitt

Karlsruher Knabenjahre (1865/1866)

Im lieben, alten Karlsruhe gab es noch mancherlei, was ein für Feld-, Wald- und Gespensterromantik empfängliches Knabenherz entzücken mochte. Noch zogen die alten, eigentümlichen Ahamauern und Ahagräben um die ganze Stadt; einer witzigen Volksüberlieferung zufolge sollten die Hunnen auf ihrem Zuge gegen das 1715 gegründete Karlsruhe verblüfft vor dieser Art Befestigung halt gemacht und ein erstauntes „Aha“ ausgestoßen haben! Im übrigen bedeutet „aha“ im Althochdeutschen: Wasser . . .

Noch wurden nachts die gußeisernen Gittertore, die nach dem Felde zu die Straßen abschlossen, für den Wagenverkehr gesperrt — mit Ausnahme der großen Tore —, was Ärzte zuweilen zu mißlichen Umwegen nötigte . . . Noch ragte draußen am Feldsaum der Kriegstraße der „Gotische Turm“ mit einer weißen Frauengestalt im Erdgeschos, die abendliche Wanderer grauen machte . . . Noch verstreute der Langensteinsche Garten in der Langen Straße — deren kennzeichnender, geschichtlich geworden Name nach 1870 aus oberbürgermeisterlicher Liebedienerei leider in das verwaschene Allerweltswort „Kaiserstraße“ umgetauft wurde — mit hohen Parkbäumen erquidenden Schatten, und zur Freude der Kinderwelt streckten die zahmen Hirschen ihre feuchten Schnauzen durch die braunen Eisengitter, ließen sich streicheln und nahmen dankbar einen Bissen Brots entgegen . . . Noch rann, trägsüßig und trübflutig, der übelduftende Landgraben unüberwölbt und überall sichtbar durch die Stadt; sah man von der Straße tief hinab auf das schwärzlich unheimliche Gewässer, drauf zerfetzte Zeitungen, abgebrochene Besenstiele, tote Katzen und ähnliche stolze Geschwader dem Rheine zu gen Niederland trieben, mochte man beinahe wähnen, in das schwermütige Thal des Styx hinunterzustarren . . . Noch reiheten sich in unverfälschter Echtheit die alten, einstöckigen Häuser nach holländischem Muster in den Straßenzellen und

sahen gar bescheiden und ärmlich drein; sie ließen sich nicht träumen, daß sie schon im nächsten Menschenalter samt und sonders vom Erdboden verschwinden und palastgleichen Nachkommen Raum schaffen sollten. . . Noch wurde die zweimal im Jahre stattfindende Messe unter den Bäumen des Schloßplatzes abgehalten, wobei die Buden wie in einen Garten gestellt erschienen; um das Karl-Friedrich-Denkmal orgelten die Karusselle, brüllten die Löwen der Tierbuden und kreischten die Hanswürste ihre derben Scherze. Da die Großherzogin Luise den nahen Jahrmarktslärm nicht liebte, ist längst vornehme, kirchliche Stille dort eingetreten und ein gut Stück Altkarlsruher Bubenlust damit zu Grabe getragen; einen so stimmungsvollen Mesplatz konnte es anderswo nicht wieder geben, die dampfenden Waffeln, in bretternen Hütten vom Herde weg frisch gegossen, konnten nirgends mehr so herrlich schmecken! Die Jahrmärkte hatten früher eine höhere Bedeutung. Viele Dienstboten kauften alle Bedürfnisse „auf der Messe“ ein, wie wenn es gar keine Kaufläden gegeben hätte; man hielt alles Mesgekaupte für dauerhafter, fast segenvoller. —

Bevor wir in die Notwohnung bei Bäcker Schwindt (jetzt Dennig) am Ludwigsplatz einziehen konnten, ward ich im altvertrauten, großväterlichen Haus am Rondellplatz untergebracht, wo seit vielen Jahren ein altes Fräulein Welper die Wirtspflichten übte. Ihre Sparsamkeit ging so weit, daß ich beim Kaffeetrinken warten mußte, bis sie fertig war, um dann ihr ungereinigtes Trinkgeschir zu benützen — damit ja nur eine Tasse gespült zu werden brauchte; ihr Leibwort war trotzdem: es schickt sich nicht!

Dieser sparsame Hausgeist hatte zwei betagte Schwestern am Spitalplatz (jetzt Lidellplatz) wohnen, wohin meine Eltern oft abends zum Whistspiel gingen und mich mitnahmen. Die eine, ziemlich aufgeschwemmte Schwester, Lotte, war stottertaub — sie besaß vom mutmaßlichen Mörder Kaspar Hausers, dem einst vielgenannten altbadischen Major Hennenhofers, einen außerehelichen Sohn Louis, der im österreichischen Heere damals diente —, und die andere Schwester, Karoline, ein glozangiges, warzenreiches Wesen mit knallrotem Haar und mächtiger brauner Hornbrille — sie war einst Kammerfrau der unglücklichen, entthronten Königin Friederike von Schweden, einer Enkelin Karl Friedrichs († 1826), gewesen —, hatte offensichtlich so schlimme Erfahrungen mit männlichen Geschöpfen in ihrer Jugend gemacht, daß sie nach fünfzig Jahren noch unablässig auf die Männerwelt zu schelten pflegte; nichts verabscheuungswerteres konnte sie jemandem nachsagen, als, den letzten Trumpf aus-

spielend, mit Entrüstung zu rufen: „Er ist halt ein Mann!“ Die alten Schwestern hatten prächtige Bilderbücher mit Abbildungen vom napoleonischen Winterfeldzug des Jahres 1812 und von dem nackt auf einen Schimmel gefesselten, durch die Dornen der Waldwildnis blutig geritzten Kosakenhetman Mazeppa, die mich für das langweilige Zuschauen am Spieltisch entschädigten . . .

Eines Nachts — ich war zufällig bei meinem Großvater Vierordt am Rondellplatz über Nacht — schreckte gewaltiger Lärm mich auf, der vom benachbarten Gasthaus „Zum weißen Bären“ (jetzt Friedrichshof) in mein Schlafzimmer herüberdröhnte. 27 Offiziere, sowie 270 Mann freiwilliger, für das unglückselige Kaisertum Mexiko bestimmter Truppen — meist Österreicher — waren von Augsburg angekommen, die drüben ein Trinkgelage hielten und andern Morgens nach Paris weitergingen. In der Frühe waren diese Abenteurer zum Teil in solchem Zustand, daß die lezten, sinnlos betrunken, auf Dienstmannskarren vom Wirtshaus zum nahen Bahnhof geschafft werden mußten, von wo sie den Heldenzug nach Amerika fortsetzten. Der arme Kaiser Max mochte sich der Unterstützungslegionäre solchen Schlages freuen! —

Ich trat in die Vorschule des „Lyzeums“ zu Lehrer Zeuner ein, gleichzeitig in die Musikschule, wo der selbe Jugendbildner den Unterricht erteilte. Privatstunden gab mir ein Unterseptaner Karl Hartfelder; man zählte damals richtiger die Klassen von der Prima, der ersten, der untersten an, aufwärts; erst durch preußischen Einfluß wurde die Verkehrtheit Brauch. Hartfelder ward ein glänzender Kanzelredner, entsagte jedoch der Theologie und starb als Professor in Heidelberg; er machte sich durch Veröffentlichungen über den Bauernkrieg in gelehrten Kreisen einen Namen; mir hat er bis zu seinem vorzeitigen Tode Freundschaft und Verständnis bewahrt.

Herr Zeuner war ein Lehrer nach altem Zuschnitt, der tapfer mit dem Meerrohr arbeitete; vor Beginn des Unterrichts mußte die Schülerschaft vorbeiziehen und die Hände vorweisen; wehe, wenn einer unsaubere Nägel hatte! Er bekam „Lagen“ mit dem Richtscheit und ward unbarmherzig zu gründlicher Reinigung mit Sand durch den Schuldiener an den Hofbrunnen verwiesen.

In der engen Notwohnung bei Bäcker Schwindt schlug ich im Hinterzimmer neben der düstern Küche mein Puppentheater auf und gab gleichaltrigen Gespielen Vorstellungen. Sehr liebten wir in den „Dubenswisten“ das vielverbreitete „Gickele Musett“ (?) zu spielen, d. h. Versteckspiel am

helllichten Tag in künstlich verdunkelten Zimmern; oder wir banden uns abwechselnd die Augen zu, führten einander Häuser, ja Straßen weit weg in einen wildfremden Hof und Hausflur, wo man die Stelle zu erraten hatte. Auch die Backstube, wo die halbnackten Bäckergefelln ihr Wesen trieben, ward aufgesucht. Im Hause wohnte ein freundliches, altes Ehepaar Hamburger, das einen unvergleichlichen Ofen mit rotem Vorhang, wie geschaffen zum Theaterspielen, besaß; Auftritte aus Schillers „Räubern“ wurden grausig schön dargestellt.

Der drückende Sommer von 1865, einer der heißesten des Jahrhunderts, lockte jeden Abend in die Ab., wo ich in der Soldatenschwimmhschule die edle Schwimmkunst erlernte, die einzige Leibesübung, die ich zeitlebens mit Vorliebe betrieb. Nach dem Bade konnte man sich an herrlich duftenden Schwarzbrot und wahren Gebirgen goldgelblichen Schweizerkäses Gaumen und Magen erlaben! Mein Vater stand als Platzmajor der Schwimmhschule vor und mußte jedem Schwimmschüler, der die „große Probe“ der Meisterschaft im Schwimmen abgelegt hatte, einen Schein, geschmückt mit dem farbigen Wlde der Schwimmanstalt, unterfertigen; ich war stolz, auf hunderten solcher Bescheinigungen die väterliche Unterschrift zu lesen.

Ab und zu ging's mit der neuen städtischen Eisenbahn nach Marau zum Rheine, wo die soeben eingeweihte Eisenbahnschiffbrücke recht als achtcs Weltwunder angestaunt wurde. Wieder einmal fuhr ich mit den Eltern ins Rheinwellenbad; im selben Abteil saß das in seiner Blüte stehende, hochgefeierte Schauspielerehepaar Lange, den Meinigen von früher persönlich bekannt; kaum hatte ich diesen Namen mehr verschlungen als gehört, als ich beseligt den Mund ans Ohr meiner Mutter mit der ungesümmen Frage drückte: „Du, ist das die Frau Lange vom Zettel?“ was noch lange nachher, da ich der unvergeßlichen Künstlerin freundschaftlich nahe getreten war, Anlaß zu herzlichem Lachen bot. Als mir die große Trauerspielerin an jenem Marauer Morgen die Hand reichte, überrieselte mich Andacht wie Gänsehaut. Beim Abschied am Mühlburger Thor starrte ich beiden Künstlern verzückt nach und war kaum von der Stelle zu bringen.

Zu den Pflichten des Platzmajors gehörte es, die Theaterwache zu besichtigen und dazu hinter die Kulissen zu gehen. Bei einer Vorstellung des „Oberon“ nahm der Vater mich mit; mit welchem Schauer von Ehrfurcht ich diesen Raum betrat, Hüons Schiff und Oberons Wolkenwagen mit bebenden Fingern betastete und mich halbzitternd unter den Türken und Türkinnen umherbewegte, ist mir unvergessen. Kein Moslem konnte mit

heiligerem Gefühle den Estrich einer Moschee betreten, als ich die Bretter des Karlsruher Hoftheaters . . .

Zuweilen gingen wir an schwülen Sommerabenden in den Garten der Geigerschen Bierhalle, im Süden der Stadt gelegen, um mit der verwandten Familie des Professors Lamey zusammenzutreffen. Dieser Mann galt mir, da er Klassenvorstand meines Privatlehrers Hartfelder war, als Inbegriff menschlicher Weisheit und Größe; in knabenhafter Vorstellung dachte ich mir: wer noch einen Hartfelder — der mir schon als Licht und Salz der Welt erschien — unterrichten könne, müsse schier eine zu göttlicher Allmacht reichende Kenntnis besitzen; jedesmal, wenn der Professor mich einer Anrede würdigte, bin ich vor Ehrerbietung fast zur Erde gesunken. Von dem genußmüden Wahlsprüche heutiger Jugend „nil admirari“ — nichts zu bewundern — bin ich niemals angekränkt gewesen; ich habe stets ein wahres Fieber der Bewunderung gefannt; meine Natur drängte zur „Heldenverehrung“; die großen, erzgegossenen Gestalten der Weltgeschichte waren es, denen die Verehrung gezollt wurde.

Lameys waren übrigens außergewöhnliche Menschen; gefiebt, witzig, lebensprühend, urwüchsig, in jüngeren Jahren mit einem Stich ins Unordentliche. Meine Mutter besuchte sie und fand die Stühle teilweise auf Schränken und alles in wirrem Durcheinander, so daß sie wähnte, die Verwandten zögen aus; es war aber der gewöhnliche Zustand, wie sich herausstellte. Der sichgehenlassende Schulmann mit seinen wild emporgestrafften Haaren empfing bisweilen, im Schlafrock und barfuß auf dem Ruhebetto liegend, seine Besucher und Besucherinnen. Lameys mieteten einen Acker vor der Stadt und pflanzten selbst ihre Kartoffeln; abendlang konnte Vater Lamey schweigend und rauchend auf seinem Feld vor einer windschiefen Bretterhütte sitzen und ins Kartoffelbratfeuer starren; auf die Frage, was er da tue, gab er zurück: „Ich denke.“

Einen argen Scherz leistete er sich auf seinem Bauerngütchen Illenbach, nahe der Irrenanstalt Illenau; beim Spaziergang sieht er zwei Damen auf der Landstraße vor sich hergehen; schnell verwirrt er sein Haar, wirft seinen Hut in den Straßengraben, fängt an zu brüllen und den Wandrainnen nachzujagen; diese laufen, was Zeug hält, im Glauben, ein Wahnsinniger sei entsprungen; endlich sinken sie, halb zu Tode gehezt, auf einen Steinhaufen am Wege nieder und hauchen: „Jetzt soll er mit uns anfangen, was er will!“ Da tritt er lächelnd vor sie hin, verneigt sich mit Anstand, stellt sich den Geängstigten vor: „Professor Lamey von Karlsruhe“ und trollt des Weges weiter, als wenn nichts geschehen wäre.

Im Juli 1865 starb die verwitwete Großherzogin Sophie von Baden; als Sohn des Platzmajors hatte ich die seltene Gelegenheit, in die sonst unzugängliche Fürstengruft unter der protestantischen Stadtkirche am Marktplatz hinunterzugelangen; mit einem aus Bewunderung und Mischung gemischten Gefühle sah ich den mit großer, goldener Krone geschmückten Sarg des 1852 verstorbenen Großherzogs Leopold, des Gemahls der nunmehr entschlafenen Fürstin, mit dem mein Großvater Schmidt in Revolutionszeiten monatelang in pfälzischen und rheinischen Städten sich aufgehalten hatte.

Im Spätsommer ging ich zuweilen mit dem Vater ins Artillerielager nach Forchheim. Auf großem, waldumrausstem Übungsplatz waren die weißgrauen Zeltreihen aufgestellt; die kunstfertigen Finger der Soldaten hatten in Mußestunden hübsche Gärtchen, zierliche Taschensfestungswerke mit Kanöchchen und Soldätschen darauf, zum Vergnügen von alt und jung vor den Zelten angelegt. Ganz Karlsruhe strömte hinaus.

Die Herbstferien waren in jenem heißen Jahrgang, der den berühmten Fünfundsechziger zeitigte, vier Wochen früher als gewöhnlich, wovon man freilich in der weinberglosen Hauptstadt wenig spürte. Mir sollte dieser Herbst eine lebendige Frucht bescheren: meine Mutter schenkte mir ein Erbsenbrüderchen, Alfred Roderich! Durch die Kluft von zehn Jahren getrennt, ohne gemeinsam verlebte Kindheit, bin ich lange Zeit mehr in halb väterlichem Verhältnis zu ihm gestanden. Auf Reisen galt ich später oft für den Hauslehrer. Da ich als Jüngling überaus mager und schlank war, hörte meine Mutter an der Wirtstafel einen Fremden sagen: „Dem armen Hauslehrer sieht man an, daß er in der Familie nicht genug zu essen kriegt.“ ...

Zur Vollendung meines zehnten Jahres ließ der Vater mir die Wahl, ob ich am Abend des Geburtstages in den „Göz von Verlichingen“ oder zu einem dreitägigen Ausflug auf das berühmte Cannstatter Volksfest wolle; ohne Zaudern wählte ich den „Göz“ und schwelgte natürlich in dem herrlichen Stücke. Die Titelrolle spielte der den alten Karlsruhern unvergeßliche Heinrich Schneider, und als Adelsheid von Walldorf glänzte Frau Lange; der Auftritt zwischen Adelsheid und dem Boten der Ferne ging mir erschütternd durch Mark und Bein ...

Seit Wochen stand mein Vater mit dem Stadtbaumeister Müller wegen Hauskaufs in Unterhandlung; nun erstand er um mäßigen Preis das Haus, das die Ecke der Kriegs- und Ritterstraße Nr. 24 bildet; bei diesem Anlaß verehrte der Hauskäufer nach damaliger Sitte dem Waisenhaus

zweiundzwanzig Gulden badischer Währung; es war ein hübsches, im Garten frei stehendes Haus, das leider durch Ums, Ums und Überbau zur Form einer Kaserne sich auswuchs; wir wohnten drin von 1865 bis 1892. Das Treppenhaus mit farbigem Oberlicht erweckte bei Sonnenglanz fast den Eindruck, als trete man in eine Kirche mit gemalten Scheiben. Meine Eltern waren von einer wahren Bauwut besessen, und ich hatte nur Hang zum ungestorften Stilleben; sie verwünschten zwar das Bauen, solange die Handwerker im Hause schafften; kaum waren diese draußen, tauchte schon ein neuer Plan auf, der demnächst ausgeführt werden sollte. Meine Mutter zumal war unerschöpflich in Baumeistereineildungskraft; sie hätte Städte gegründet. Manches Jahr ward in leidiger Unruhe zugebracht, alles einer oben, unfruchtbaren Geselligkeit zuliebe; ich nahm mir ein warnendes Beispiel daran und gelobte, keinen Backstein auf den andern zu türmen!

Im Oktober 1865 siedelten wir in das neue Haus über, drin ich reichlich Platz in Flur und Garten zum Austollen hatte. Stallung und Schuppen wurden sofort angebaut, da der Vater sich ein Pferd halten mußte. Nebenan in der Ritterstraße lebte der volkstümliche Ortsdichter und einsige Bäcker Borholz, ein deutscher Jean Reboul, der aber bald starb. Zwei nette Kinder der Müllerschen Familie, die noch längere Zeit im Erdgeschoß wohnen blieb, May und Ida, wurden meine vielgeliebten Gespielen. Welche Wonne war es, wenn der Gaul auswärts war, in die Heurauen zu klettern und darin, wie Schwalben in mauergeklebten Nestern hockend, sich Geschichten zu erzählen! Häuser gab es noch wenige ringsumher; auf den Bauplätzen lagen große Sandhaufen, worein wir Rauberhohlen und Schächte gruben. Der Stadtbaumeister, ein großer Schmetterlingszuchter, nahm uns auf den Durlacher Turmberg und in den Geientrain bei Gottesaue zu Falterjagd und Raupensuche mit.

Im Jänner 1866 gab man im Hoftheater zum ersten Male Meyerbeers „Afrikanerin“; ein Ereignis, das auswärtige Besucher in Menge herbeilockte. Die Aufführung galt als Wunder der Einrichtung, der Gewänder, der Raumkunstmalerei; man hatte noch Zeit und Geld auch für andere als bloß Wagnerische Tonwerke.

Seit Herbst wohlbestallter „Lyzeist“, durfte ich eine Vorstellung des Wunderwerkes besuchen. Das Sterben der Heldin unter dem Manzanillenbaum beeindruckte mein jugendliches Gemüt ungeheuer; ich lernte die Worte der Dichtung auswendig. In allen Knabengesellschaften behangte ich mich bald als „Afrikanerin“, bald als „Adelheid von Walldorf“ und spielte die Rollen; ein Blumentopf auf dem Tische mußte den Gift-

baum vorstellen, worunter ich den Todesauftritt langsamen Hinsterbens spielte; im Falle der „Adelheid“ wurde das Zimmer verdunkelt; leidenschaftsvoll stellte ich die schauerliche Nachtbegegnung mit dem Diener des heimlichen Gerichts dar und stürzte zuletzt, markdurchschütternden Aufschreis, zur Erde, ganz wie ich es der Frau Lange im „Gögg“ abgesehen hatte.

Die Rolle der Selika in der „Afrikanerin“ wurde von einer vorzüglichen Sängerin, namens Boni, gegeben; ihr eifersüchtiger Gatte sei, so erzählte man, stets mit ihr in das Ankleidezimmer auf der Bühne gegangen, um dafür zu sorgen, daß sich seine Frau nicht allzu schön zurüste. Ich hatte gehört, wie mein Vater Schönheit, Spiel und Vorzüge der Frau Boni meiner Mutter gerühmt hatte. Um dem Vater Freude zu bereiten, ging ich in Dörings Papierhandlung, wo das Bild der Künstlerin ausgestellt war. Auf die Frage des ersaunten Papierhändlers: „Was willst denn du, Kleiner, mit einem Bilde der Frau Boni?“ gab ich arglos zurück: „Ich will es meinem Vater kaufen; der hat die Frau Boni so lieb!“ Die Geschichte wurde bedenklicherweise vom Ladenbesitzer verbreitet, durchlief die Stadt und gab Stoff zur Heiterkeit weiter Kreise.

Manchmal veranstaltete der härtige Turnlehrer Gerth mit einer auserlesenen Schar seiner Lieblinge Sonntagsausflüge in die Umgegend. Dieser Mann war wohl der erste Preuße, der vor 1866 eine Anstellung im Badischen hatte — sozusagen eine Schwalbe, die den Sommer machte; nach 1866 folgten ihm Landsleute genug: „Nordlichter“, wie sie der Volkswitz nannte, da sie den zurückgebliebenen Süddeutschen erst ein Licht aus dem Norden aufstecken sollten. Gerth war von aufdringlicher Liebenswürdigkeit und küßte seine Günstlinge fast in unheimlicher Weise; er hatte neben der Turnhalle in seiner Stube den Gipsabguß eines seiner tadellos schön gewachsenen Beine; öfters entkleidete er sich und ließ uns angesichts seines entblößten Beines den Abguß auf die Naturwahrheit prüfen. Da sich der, gleich Narziß, an eigener Schönheit erfreuende Turnlehrer nicht scheute, sich in kleiderlosem Zustande Lichtbilden zu lassen und das Bild auf der Straße gefunden wurde, war die Tätigkeit des ersten Preußen nicht von langer Dauer und fand ein Ende mit Schrecken.

In den Abenddämmerungen wurden mit den Buben der Nachbarschaft — auch Karl Obser, der spätere Leiter des Badischen „Generallandesarchivs“, war darunter — Kriegsspiele gespielt; wir wendeten den nagelneuen Geschichtsunterricht sogleich handgreiflich an: die Steinplatten des Bürgersteigs stellten die Satrapien des Perserreichs vor, die wir einander im Handgemenge abraunten!

Von der Unzweckmäßigkeit damaligen Erdkunde-Unterrichts — nicht von der Heimatkunde anschaulich ausgehend und sich zum Weltbild ausweitend — sei nur erwähnt, daß in der ersten Stunde der Erdkunde, die ich im Lyzeum erhielt, mit dem — nördlichen Eismeer begonnen wurde!!

Ich war von solch kindlich schriftstellerischer Sucht befeelt, daß ich, angeregt durch ein altes, ölgemaltes Seestück, eine abenteuerliche „Geschichte des Kriegsschiffs Viktoria“ sowie eine Novelle „Der Rettungsbrunnen“, ja sogar ein Lustspiel „Der Landmann und seine Töchter“ verfaßte. —

Während des kindlichen Stillebens daheim hatten sich draußen in der Welt große Dinge begeben. Seit dem Frühjahr 1866 war die Spannung zwischen Preußen und Österreich stetig gewachsen; gegenseitige Rüstungen und Truppenbewegungen hatten stattgefunden. Im April war dem vaterländisch gesinnten Minister Lamey, der dem Langensteinischen Hirschgarten gegenüber wohnte, ein Fackelzug gebracht worden, von dem ich bepöcht und beteert heimkam.

Im Juni räumten Preußen und Österreicher die Bundesfestung Raastatt, wohin von Durlach das fünfte badische Infanterieregiment, in dem mein Onkel, Oberleutnant Gustav Schmidt, diente, befehligt wurde; mit der Räumung Raastatts durch die Truppen der Großmächte war der Deutsche Bund nach halbhundertjährigem Bestehen tatsächlich aufgelöst. Auf die Nachricht vom Einrücken der Preußen in Kurhessen, Hannover und Nassau wurden sämtliche badischen Mannschaften einberufen. Bayern, Württemberger und Hessen besetzten die „Mainlinie“; die Verbindung mit dem Norden und Osten Deutschlands war abgeschnitten.

Mein Vater wurde seines Dienstes als Platzmajor der Hauptstadt enthoben und als Major in sein altes, drittes Infanterieregiment zurückversetzt; ich hatte nun endlich die schon als Kind heiß ersehnte Freude, ihn eines Abends in silbernen, beweglichen Fransnachselsstücken auf seinem treuen Braunen Hans vor das Haus sprengen zu sehen; das Regiment war in Ettlingen und Müppurr bei Karlsruhe zusammengezogen.

Am 21. Juni sah ich das Leibgrenadierregiment vom Karlsruher Bahnhof auf den Kriegsschauplatz abfahren; ich hörte ein mir lebenslang in den Ohren nachklingendes Abschiedslied singen, das mit den spaßhaften Versen anhub:

„Das Preußen, das muß fallen,
Der Großherzog muß wallen (!)...“

Die Stimmung in Baden war überwiegend österreichisch. Unter den Offizieren blühten weichenstill im verborgenen manche preussischen Reiz

gungen; mein Vater neigte von jeher zur preussischen Seite — schon in Kasstatt bevorzugte er preussischen Familienverkehr — und war nicht, wie so viele, hinterher Anbeter des Erfolges; allerdings hatte er sich von Osterreich Größeres erwartet, als geleistet wurde. Manches gescheiterte Leben, schwer erziehbare Jungen, selbst Tüchtigste hatten in den Jahrzehnten vor 1866 immer noch eine Unterkunft im österreichischen Heere gefunden, das für Abenteuer aller Art ein letzter Rettungsanker zu sein schien.

Am 25. Juni zog das fünfte Regiment von Kasstatt nach dem Kriegsschauplatz. Mein Onkel Gustav hatte zuvor Abschied von uns genommen und hegte den ihm nicht auszuredenden Schicksalsglauben, daß es ein Abschied für ewig sei. In meiner mütterlichen Familie spielten Aberglauben und Vorbedeutungen eine unheimliche Rolle. Seit dem 6. Jänner 1866, dem Dreikönigstage, war mein Onkel in seltsamer Verstimmung; an diesem Tage war er zu einer Gräfin Degenfeld eingeladen; war es ihm schon unangenehm aufgefallen, daß die Gesellschaft sich zu dreizehn zusammengesunden hatte, so berührte es ihn noch peinlicher, daß er in seinem Tortenstück die festliche Bohne fand, die ihn zum Könige des Tages machen sollte! Tief verstimmt verbarg er die Bohne. Die Gastgeberin, ungehalten über das Verschwundensein der Bohne, schickte mit Vorwürfen zum Zuckerbäcker, der hoch und heilig versicherte, sie selbst in den Festkuchen gebacken zu haben. Der Onkel verließ frühzeitig die Gesellschaft, ging heim zu seiner Mutter und vertraute ihr seine Ahnung, daß er dieses Jahr nicht überleben werde. Er sollte recht behalten; er war eines der wenigen badischen Opfer, die der blutige, doch nötige „Bruderkrieg“ fordern sollte, wenn auch von Brüderschaft im Hinblick auf Osterreichs Völkergemengsel wenig die Rede sein konnte.

Am 1. Juli rückte mein Vater nach herzbeleglichem Abschied mit seinem Regiment in den Krieg. Zunächst nach Bugbach in Oberhessen. Manche Schilderungen des 1866er Krieges gibt es, aber kaum las ich jemals Privatmitteilungen unmittelbarer Art; vielleicht ist es von Wert, einen auszugswweisen Einblick in ungeschminkte, düstere Stimmungsbilder aus den Feldzugsbriefen eines badischen Offiziers zu bekommen; sie geben zugleich ein Bild von der Unvollkommenheit der alten Feldpost. Da ist keinerlei Siegeszuversicht, keine Spur von Kriegslust.

Die badische Division zählte zum 8. Deutschen Armeekorps, das vom Prinzen Alexander von Hessen „angeführt“ ward, wie man doppeldeutig witzelte. Dieser Heerführer schien an feldherrlichen Eigenschaften der genaue Gegenfüßler seines berühmteren mazedonischen Namensvetters. Die von

zwecklosem Schweißerguß triefenden Kreuz und Quers, Vor- und Rückmärsche lassen Begebenheiten ahnen, die an die selige deutsche Reichsarmee aus den Zeiten der Schlacht bei Roszbach gemahnen. Mein Vater möge hier selbst das Wort ergreifen.

„Buzbach, 2. Juli 1866. ... Wir fuhren unter dem größten Jubel der Bevölkerung bis Bruchsal ... längeren Halt gab es in Darmstadt ... Es war ein gräßliches Getümmel auf dem Bahnhof. Hier sahen wir die ersten Truppen mit der schwarz-rot-goldenen Binde ... es fuhr ein Bataillon Bayern aus der Rheinpfalz nach Bamberg an uns vorbei, welche alle schrien, daß sie den ‚Bismarck‘ holen wollten ... In Frankfurt, wo mehrere Züge mit Kurhessen, Bayern, Österreichern und Kassauern standen, winkten uns aus allen Fenstern Damen und Herren mit Taschentüchern und Fahnen zu; es war ein Mordslärm. Unsere armen Tiere bekamen den ganzen Tag bis abends 11 Uhr nichts zu fressen; uns ging es zwar auch nicht viel besser; die Bahnhofsrestaurationen waren rein ausgeplündert ...“

„Langgöns bei Buzbach, 3. Juli 1866 ... Vermutlich rücken wir Kassel immer näher, wo es am ersten zu einem Schlag kommen kann, wenn sich die Verhältnisse überhaupt nicht ändern, d. h. wenn wir von den Preußen nicht zuerst angegriffen werden oder in Folge der Siege der Preußen über die Österreicher, die man bei uns wenigstens verbreitet, eine ganz andere Sachlage eintritt. In Langgöns, einem Dorf, bin ich heillos einquartiert ... Soviel weiß ich, daß, wenn die Geschichte gut vorbeigeht und ich mit heiler Haut davonkomme, dem Militärstand Valet gesagt wird ... Die Soldatengeschichten und das ewige Gejohle und Getrommel habe ich gründlich satt und kann es kaum mehr ertragen.“

Die Briefe sind wohl aus Sorge vor der Unzuverlässigkeit der Feldpost vorsichtig abgefaßt; gleichzeitige Tagebuchvermerke meines Vaters sind weit gepfeffelter. So heißt es am selben 3. Juli — es ist schon der kriegsentscheidende Schlachttag von Königgrätz, wovon aber die badischen Truppen noch geraume Zeit nichts bestimmtes erfuhren — im Werkbuch: „Marsch von Buzbach nach Langgöns, Gießen zu. Zu welchem Zweck, wußten wir so wenig als das hohe Kommando selbst.“

„Langgöns, 4. Juli 1866. Es sollte heute vor Tagesanbruch ein Überfall nach dem vier Stunden entfernten Wehlar gemacht werden, von dem man nicht bestimmt wußte, ob Preußen darin seien. Nachts um 11½ Uhr marschierten wir im Mondschein, in lautloser Stille, fast geisterhaften Aussehens ab; kein Wort, kein Lied wurde laut, nur der Tritt der Soldaten

und hie und da das Wiehern der Pferde war hörbar; es war wirklich „unheimlich“. Um 3 Uhr morgens näherten wir uns der Stadt, die, wunderbar schön im Lahnthal gelegen, ein Bild tiefen Friedens bot. Die Stadt wurde abgesucht und, da die Preußen fort waren, beim Erwachen der Einwohner bezogen, die nicht wenig erstaunt waren, fremde, ungebetene Gäste zu so früher Stunde ankommen zu sehen ... Mittags, nachdem die Lahnbahn von unseren Pionieren zerstört worden war, um den Zuzug zu hemmen, schlug es Generalmarsch, so daß wir im ersten Schrecken glaubten, angegriffen zu werden, und mußten mitten in den Freuden der Mittagstafel, als wir am Braten waren, abziehen. Es war aber nichts, nur eine Anordnung zum Abzug ... Wir marschierten beinahe den ganzen Nachmittag unter strömenden Regengüssen nach Langgöns zurück. Die Pferde sind ordentlich kaputt; ich aber auch, denn mit Ausnahme einiger Stunden in Weglar saß ich von nachts 11½ Uhr bis abends 7 Uhr den ganzen Tag zu Pferde ... Unsere Leute sind durch die Strapazen jetzt auch abgekühlt und geben es wohlfeil ...“

„Kronauer Hof bei Wilbel, 6. Juli 1866. Wir haben uns zurückgezogen, weil wir fürchteten, abgeschnitten zu werden ... Ich bekam noch keinen Brief von daheim, da wir alle Tage wo anders sind ... Die letzten zwei Tage hatten wir heillose Strapazen und Nachtmärsche bei teilweise strömendem Regen; ich habe es satt ...“

Tagebuchvermerk vom 6. Juli 1866: „Morgens 11 Uhr Generalmarsch, der überhaupt um diese Zeit unnötig oft angewandt wurde, und Abmarsch nach Nauheim, wo die Brigade sich sammelte und fluchtartig per Eisenbahn nach Wilbel retrizierte, um einer Umgehung auszuweichen.“

Tagebuchvermerk vom 7. Juli 1866: „Morgens 2 Uhr Generalmarsch und Abmarsch nach Frankfurt zu. Hier kam Gegenbefehl, und die ganze badische Division marschierte wieder vor gegen Nauheim. Ich kam mit zwei Kompagnien nach Nieder-Rosbach. Nomen, Dmen.“

Vermerk vom 8. Juli 1866: „Ruhetag nach vielen unnötig ausgestandenen Strapazen unter strömendem Regenwetter in Nieder-Rosbach.“

Vermerk vom 9. Juli 1866: „Rückmarsch gegen Frankfurt zur Konzentration der ganzen Stellung des 8. Armeekorps zum Schutze Frankfurts.“

Es folgen Briefe:

„Heddernheim bei Frankfurt, 9. Juli 1866. Endlich heut einmal einen Brief von Dir erhalten ... es sollen in Frankfurt ganze Pakete unbestellter Briefe liegen ... Wie die Verhältnisse stehen, glaube ich kaum mehr an ein

ernstliches Zusammentreffen mit den Preußen, die sich durch ihre glänzenden Siege überall Bewunderung erworben, und ich glaube sogar eine Schwenkung in der Politik der Kleinstaaten zu bemerken ... Schreibe nicht zu oft, da bei der lieberlichen Wirtschaft Briefe verloren gehen ... Die Tiere halten gut aus, doch sind sie so müde, daß sie, buchstäblich genommen, fast umfallen ..."

„Heddernheim bei Frankfurt, 11. Juli 1866. ... Immer noch in diesem verflammten Drecknest; weiß Gott, wie lange dieser Zustand noch fort-dauert, da man viel von Waffenstillstand spricht und wir, scheint's, in der Stellung vor Frankfurt bleiben, bis die Preußen uns angreifen, die keine große Lust dazu haben, da ihnen diese Stadt doch von selbst beim Friedens-schluß zufällt ... Die Strapazen, die wir durchgemacht haben, sind heillos gewesen, geistaufregend, nervenabspannend ..."

„Heddernheim, 12. Juli 1866. Bis jetzt war noch keine badische Ab- teilung im Feuer ... Für die verwundeten Krieger brauchst du nichts zu geben, weil wir erstens noch keine Verwundeten haben und zweitens diese den Wein doch nicht kriegen; es war im Jahr 59 gerade so ... Wir haben nun statt der Epauletten Achselklappen bekommen; die Stabs- offiziere eine Achselklappe ganz von Silberborte; der Major mit einem Stern ..."

„Heddernheim, 13. Juli 1866. Heddernheim ist ein trostloses Nest ... Wir warten auf Marschbefehl; ich vermute, daß wir über den Main zurück- gehen oder den Bayern zu Hilfe eilen ... Die Frankfurter strengen sich sehr an, uns loszubekommen, da sie lieber preußisch sein wollen, als sich einer Beschießung auszusetzen ..."

„14. Juli 1866, morgens 1 Uhr. Soeben trifft der Befehl ein, daß wir in die Gegend von Aischaffenburg kommen, den bedrängten Bayern zu Hilfe zu eilen. Gebe Gott, daß alles gut vorbeigehe!"

Die Briefe sehen einige Tage hier aus, während die badische Division bei Glühitze über Darmstadt nach Babenhausen geleitet wird; es folgt der Vormarsch und unmittelbar danach der eilige Rückmarsch gegen und von Aischaffenburg. Mein Vater sah hier fürchterliche Vorgänge von Zuchtlosig- keit und Auflösung österreichischer Truppenkörper. Einen wegen seiner unkriegertischen, leichtnehmerischen Wurstigkeit unauslöschlichen Eindruck machte es auf ihn, als er den österreichischen General Grafen von Meipperg samt seinem Generalsstab hembärmelig und pfeifenrauchend, lässig auf ihren Säulen hängend, die Straße hertrotten sah! Mehrere Nächte wurde bei Babenhausen, höchst und Wörth am Main im Freien gelagert.

Briefe:

„Wörth am Main bei Miltenberg, 16. Juli 1866. Nur einige Zeilen aus dem Bivak, das wir schon die dritte Nacht durchmachen; ich bin todmüde. Wir werden über Miltenberg, Wertheim nach Würzburg marschieren, um die Bayern zu unterstützen. Seit einigen Tagen ist mein Koffer verfahren; ich sah ihn seit fünf Tagen nicht und bin mit dem Weißzeug übel dran; wir machen sehr viel durch; alle Tage von morgens 7 Uhr bis nachts 10 Uhr auf den Beinen, immer in den Kleidern, ohne ordentliche Nachtruhe; ein Bett kenne ich nur dem Namen nach; alles voll Dreck; ist nie mehr in Ordnung zu bringen; alles kaputt. Wir machen an Strapazen so viel durch, als feindliche Kugeln wirken können ...“

„Klein-Heubach am Main, 18. Juli 1866. ... Heute morgen wurden wir durch Schüsse von der rechten Mainseite alarmiert; es hatte ein Zusammenstoß von preussischen Kavalleriepatrouillen mit Leuten des 2. Infanterieregiments stattgefunden, wobei es aber nur leichte Verwundungen gab, da die Preußen sich vermutlich verirrt hatten und gleich retirierten ... Mit den Österreichern ist's bei mir aus; der Rückzug dieser Truppe, freilich meist Italiener, glich einer versprengten Räuberbande; die Leute hatten vor Hitze solchen Durst, daß sie das Wasser aus Pfützen tranken, alles wegwarfen und haufenweise wie tot an der Straße liegen blieben ... Bei Aschaffenburg schossen die Italiener nicht, sondern machten gleich kehrt und rissen aus, erklärend: Nie Preuß schieß! ... Ich wundere mich nicht, daß diese Bande überall geschlagen worden ist; der Zustand dieser Truppen ist nicht zu schildern ... Bei uns gibt's viele Schwarzseher, und man macht bei manchen Leuten eigene Beobachtungen. Bei uns ist keiner, auch nicht der größte frühere Verehrer der Österreicher, der nicht ganz von ihnen abgekommen wäre ... man muß diese österreichische Wirtschaft in der Nähe mitangesehen haben; wir hatten alle mehrtägigen Katzenjammer.“

„Höhnfeld, 21. Juli 1866. Kriegsmüde sind wir alle, und es hat zugunsten der Preußen ein merkwürdiger Umschwung stattgefunden; nicht als ob wir uns vor ihnen fürchteten, aber jedermann sagt eben, daß er für die ohnedies verlorene österreichische oder bayerische Sache nicht noch etwas in die Schanze schlagen will. Ich bin ein enragierter Preußenfreund geworden und würde mich lieber auf deren Seite stellen; sie haben Schneid.“

Wiederum vergehen schwüle Tage der Spannung; die Briefe bleiben aus. Die wahnwitzig nutzlosen Gefechte bei Hundheim und Werbach an der Tauber werden geliefert, wo badisches Blut ohne Zweck vergeudet wird.

Dem Nichtfachmann mit „beschränktem Untertanenverstand“ wird es ewig als unbegreifliche Verblendung der kleinstaatlichen Staatsleitungen im Gedächtnis wurzeln, daß sie nach dem endgültigen Waffengang bei Königgrätz, der schon drei Wochen zuvor den Krieg entschieden hatte, nicht alsbald Einzelfrieden schlossen und weiterem, mit Säbeln und Flinten verübtem Unfuge schleunigst ein gewaltsames Ziel setzten!

Eiliger Bleistiftvermerk: „Wärzburg, 26. Juli 1866. Auf dem Weg geschrieben; vier Tage nicht geschlafen ... Zwei Gefechte mitgemacht; arges Kanonensfutter! Glücklich bis jetzt durchgekommen ... Oberleutnant Wögelein und Frittschi tot; Gustav und Delorme schwer verwundet und gestorben; beide in Tiefental bei Hundheim begraben. Armer Mann! Unglückliche Mutter und Lina! ... Vom Bataillon, das ich kommandiert habe, 14 Mann tot und verwundet ... Gustav wurde in einem Wald mit seiner Kompagnie überfallen und alle vier Offiziere getötet; er erhielt einen Schuß in die rechte Brustseite, lebte noch die Nacht über und starb andern Morgens.“

Mein Onkel Gustav Schmidt, dessen wir uns von der Geschichte der Dreikönigsbohne her erinnern, war Bräutigam; seine Braut, Lina Kreuzer aus Durlach, fuhr mit ihrem Bruder, einem Arzt, heldenmütig und unbeirrt durch Freund- und Feindestruppen zu dem Grab in Hundheim, ließ den sorglos in blutigem Leintuche verscharrten Geliebten ausgraben und führte den schnell gezimmerten Sarg, der ihr Teuerstes barg, auf elendem Leiterwagen unter strömendem Regen viele Stunden weit mitten durch ziehende Heeresmassen zum nächsten Bahnhofe. Die Braut meines Oheims ist unvermählt geblieben und erst 1905 gestorben.

Das Begräbnis des Gefallenen zu Karlsruhe, dem der Landesfürst persönlich anwohnte, gestaltete sich zu einer erhebenden Leichenfeier. Bei allem Familienjammer daheim hatte ich eine stille Freude, daß ich der Beerdigung halber nicht in die verhasste Musikschule zu Herrn Zeuner mußte; als ich ihm die Todesnachricht mit der Bitte um Schulbefreiung überbrachte, zappelte der gefürchtete Lehrer derart mit den Armen vor Beileid und Mitempfindung, daß ich trotz der Trauer das helle Lachen verbeißen mußte! —

Nach den erwähnten Gefechten bezog mein Vater mit den badischen Truppen ein trostloses, in Wolkenbrüche sich auflösendes Feldlager bei Dörsenfurt am Main. Durch Regen und Sturm fiel wie Sonnenstrahl die Nachricht von fünftägiger Waffenruhe, der am 2. August der endgültige Waffenstillstand folgen sollte. Am 30. Juli ward der Heimmarsch durch

den Odenwald angetreten, und auf den 6. August rief eine mit Jubel empfangene Drahtung meine Mutter und mich nach Langenbrücken.

In unserer Begleitung war mein Jugendfreund Hermann Sachs, dessen Vater gleichfalls den Krieg mitgemacht hatte, dessen Mutter aber — eine der vertrauesten Freundinnen meiner Mutter — während des Feldzugs im Wochenbett gestorben war! Der beklagenswerte Junge war in dieser schrecklichen Zeit in unsrem Hause wie ein Sohn aufgenommen und wäre wohl, falls er auch den Vater verloren hätte, als Familienglied bei uns geblieben. Ich sehe noch deutlich, wie der unglückliche Vater meines Freundes, der vom Schlachtfeld an den Sarg seiner Frau gerufen ward, um abermals sofort seine Kinder verlassen und aufs Schlachtfeld zurückkehren zu müssen, immer und immer wieder den Sargdeckel herunterriß, um noch und noch einmal die Züge seiner geliebten, ihm so frühzeitig unter ergreifenden Umständen entrissenen Gattin anzustarren, von der er sich um keinen Preis der Welt trennen zu können schien. Meinem Altersgenossen Hermann mit seinem edeln, anhänglichen Herzen verband mich bis zu seinem Tod (1917) eine Freundschaft, die zu harter Zeit geschmiedet ward.

Die Freude, den geliebten Vater wieder zu haben, sollte nicht lange währen, da der Befehl gekommen war, daß sein Regiment unverzüglich seinen neuen Standort Konstanz zu beziehen habe. Vom 10.—18. August dauerte der Marsch über den Schwarzwald, der mit stürmischer Begrüßung seitens der Bevölkerung der berühmten Kirchenversammlungsstadt endete; mein Vater bekam von einer allzu begeisterten Wurfschleuderin einen mit grünem Band umschlungenen Blumenstrauß an den Kopf geworfen, so tiefend naß, daß die grüne Bandbrühe sein Kriegerkleid besudelnd verdarb.

Ende August durfte ich mit der Mutter zum Besuch des Vaters nach Konstanz nachkommen; wir herbergten im Hotel Halm, das damals nahe dem See dicht an den Bahnschienen lag; ich schlief einen so jugendgesunden Schlaf, daß ich im Traum den Nachttisch umwarf, ohne darüber aufzuwachen. Das ganze Haus schreckte durch die Erschütterung auf, nur ich, der Missetäter, nicht. Die Eltern mieteten eine Wohnung für den kommenden Winter; der Vater wälzte stets den Gedanken, in Bälde den Abschied zu nehmen — ein Entschluß, der schon in dem verhassten Kriege gereift war.

Nach kurzem Herbstaufenthalt zu Karlsruhe, wo die Eltern ihren Hausrat holen mußten, kehrten wir Ende Oktober 1866 zu dauerndem Bleiben in die seegespiegelte, sänftisüberglänzte Stadt am Schwäbischen Meere zurück.